

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 61. Bromberg, den 2. April 1926.

Pieter Mörs' Erbschaft.

Roman von **Hans Hermann Richter.**

(4. Fortsetzung.)

Am gleichen Vormittage war Eva mit ihrer Überlegung zu dem Schlusse gekommen, daß sie den netten Pieter Mörs ruhig in seinem Garten besuchen könne. Sie hatte sich den Fall reiflich überlegt. Pieter Mörs war so vertrauenerweckend, und so machte sie sich denn am anderen Tage auf den Weg, steckte sich eine Frühstückssemmel ein und ein paar Bücher und wanderte bis zu dem eisernen Tore der Villa.

Am Tore stand ein älterer Herr und sah sie mißtrauisch an. Auf seine Frage, was sie wolle, erzählte sie ihm von ihrer Bekanntschaft mit Pieter Mörs und seinem freundlichen Angebot. Der vornehme Herr musterte sie eingehend und machte dann das Tor auf.

„Herr Mörs ist gestern ganz plötzlich nach Pyrmont gefahren", sagte er. „Aber deshalb können Sie sich doch in den Garten setzen."

„Sie sind sicher Herr Christian Flügge", sagte Eva. Der Vornehme wurde mit einemmal ganz menschlich; er verzog das strenge Gesicht zu einem freundlichen Lächeln.

„Woher wissen Sie denn das?"

„Herr Mörs hat mir von Ihnen erzählt", lachte sie. Die Freundlichkeit des alten Herrn verstärkte sich.

„So, hat er das?"

„Ja, von Ihnen als dem Leiter des ganzen Hauses, und von Fritz, dem Windhund, und von der Köchin, die so gut kochen kann."

„Kommen Sie, Fräulein", sagte Flügge und schritt an ihrer Seite. „Ich will Ihnen die schönsten Flecke im Garten zeigen und der Gärtner soll dann Ihnen eine Bank und einen Tisch hinsetzen, wohin Sie sie haben wollen."

„Da habe ich eine Eroberung gemacht", dachte Eva, ließ sich die Liebenswürdigkeiten des alten Herrn aber gern gefallen.

„Sie sind so freundlich! Wie Herr Mörs!"

„Ja, unser Herr Mörs ist auch sehr nett," bemerkte der Alte, „ich habe ihn erst für einen Matrosen gehalten und erkannt."

„Aber das ist er doch auch", lachte Eva. „Deshalb ist er ja gerade so nett, weil er nichts anderes sein will als ein Matrose, und weil ihm sein Reichtum gar nicht zu Kopfe gestiegen ist."

„Nein," sagte Flügge. „Da ist er wie der selige Herr Mende, nur noch viel unerfahrener, und nun habe ich solche Angst, daß der Herr, der gestern gekommen ist, und mit dem er nach Pyrmont gefahren ist, etwas Schlimmes vorhat; der will mir gar nicht gefallen. Wenn nur nichts dahinter steckt!"

„Wir wollen schon gut aufpassen," meinte Eva, „wenn's brenzlich wird, dann halten wir Kriegsrat. Sie müssen übrigens nicht denken, Herr Flügge, daß ich etwas von Herrn Mörs will, weil ich heute so einfach hierherkomme; aber er hat mir in seiner Offenheit gut gefallen, und da wollte ich heute abend mit ihm plaudern. Es ist doch nichts dabei?"

„Nein, da ist nichts dabei," gab ihr Flügge recht. „Sie haben mir ebenfalls gleich gut gefallen. Sie haben so etwas im Auge, daß man nett zu Ihnen sein muß; deshalb habe ich Sie auch hereingelassen, trotzdem Herr Mörs nicht da ist."

„Und das tun Sie hoffentlich auch noch öfter?"

„Kommen Sie nur, so oft Sie wollen. Aber jetzt will ich Sie nicht weiter stören, ich schicke gleich den Gärtner mit der Bank; hier haben Sie die schönste Aussicht auf die Weser."

So verträumte Eva den Vormittag, und als sie endlich zum Mittagessen nach Hause mußte, traf Flügge nochmals mit ihr im Tore zusammen, und sie gab ihm zum Abschied die Hand.

„Auf Wiedersehen!" rief er.

Sie winkte ihm einen Gruß zu und schritt leichtfüßig die Straße nach Pelle zurück. —

Pieter Mörs hatte es sich nicht nehmen lassen, die Rechnung seiner Base Eva und ihres Bräutigams zu bezahlen, und dann kam Dohlens Auto vorgefahren und sie fuhren ab.

„Jetzt braucht man kein Detektiv zu sein, um zu wissen, wo sie hinfahren", sprach Friedel Frölein vor sich hin. „Sie packt ihn ein und fährt ihn nach Pelle; der Jüngling rennt in sein Verderben, und aus ihm und meiner Provision wird nichts."

Und doch besann sich Fridel Frölein eines Besseren. Er weiß nicht, was er tut, philosophierte er; man muß ihm helfen. Und da packte er rasch seine Sachen und machte sich auf den Weg nach Pelle.

Zum Mittagessen traf Pieter Mörs mit seinen Gästen ein.

„Dem alten Flügge wollen wir von der Geschichte mit deiner Mutter nichts sagen," meinte er zu Mizzi. „überhaupt nicht, wie wir verwandt sind; der selige Onkel hätte das auch nicht gesagt, und so, wie er es sich gedacht hat, so wollen wir es halten. Hätte er gewollt, daß jeder was von der Sache wissen sollte, dann hätte er den Passus mit in sein Testament aufgenommen."

Mizzi ging mit Pieter durch alle Stuben; im Flur trafen sie auch den alten Flügge.

„Das ist Herr Christian Flügge, der für den Onkel alle Geschäfte besorgt hat, und das ist meine Base Maria," stellte Pieter vor.

Mizzi nickte nur kurz mit dem Kopfe und ging rasch weiter.

„Du brauchst mich doch deiner Dienerschaft nicht vorzustellen," sagte sie ärgerlich. Aber da wurde Pieter bös.

„Herr Flügge ist keine Dienerschaft, sondern ein guter Freund, der sehr nett zu mir ist," antwortete er verstimmt.

„Du mußt noch viel lernen, mein Lieber," erwiderte sie, ohne auf seine Worte weiter einzugehen, aber sie vermied es doch, ihn zu erzürnen.

Nach dem Essen ging sie mit Alfred von Dohlen in den Garten Pieter war nicht mitgekommen; er lag nicht gern in den Gartenstühlen; sie wären ihm unbequem, er rollte sich lieber auf einem der Sofas zusammen und hielt Freiwache.

„Sieh mal nach, ob wir ungestört reden können," sagte Mizzi.

Alfred untersuchte alle Gebüsche und stellte dann seinen Stuhl dicht neben den Mizzis.

„Hat er nun schon etwas gesagt von dem Geld für dich?" fragte er.

„Nein," entgegnete Mizzi ärgerlich, „aber eher können wir nichts machen, erst dann haben wir seine Anerkenntnis. Ich habe ihn schon ein paar mal bearbeitet; aber er weicht mir aus; ich glaube, er will wirklich erst mit dem alten Justizrat sprechen."

„Wenn's nicht anders geht, hilft das nichts," sagte Alfred. „Er soll es dann aber bald tun."

„Du brauchst wohl Geld, mein Herzblatt," stichelte Mizzi, „den Zahn laß dir man ziehen, die Erbschaft ist meine, und deine Schulden bezahle ich davon nicht!"

„Ist das der Dank für meine Mühe?"

„Mühe? Daß ich nicht lache! Du hast alles so dumm angestellt, daß dieser Frölein die Wahrheit erfahren hat.“

„Ja, aber von mir doch nicht.“

„Direkt nicht, das wollte ich mir wohl ausgebeten haben! Aber durch deine Dummheit. Frölein hat ganz recht. Du bist ein Anfänger, und ich weiß gar nicht, warum ich dich immer noch mit herumschleppe, den Rittergutsbesitzer mit der falschen Brillantnadel. Ich werde einfach den Pieter Mörs heiraten, dann habe ich alles ohne Gefahr.“

„Da habe ich doch noch ein Wort mitzureden; ich erzähle ihm alles —“

„Sieh mal das Närrchen,“ lachte sie. „Guck mal nach der hohen Mauer, die nach der Weser zu abfällt. Da laß ich dich von Pieter Mörs herunterwerfen, wenn du ein Wort sagst, das mir nicht paßt. Denke daran, wie es Frölein ergangen ist, ich sehe ihn immer noch den Grasweg herunterkollern.“

„Ich schieße den Schuft nieder.“

„Wen denn eigentlich?“ fragte sie wegwerfend.

„Den Peter Mörs!“

„Das tu nur,“ sagte sie sachlich, „dann haut er dich hinter die Ohren, und von mir kriegst du noch eine, die sich gewaschen hat. Laß die Faxen. Ich bin nun einmal dumm genug, daß ich etwas für dich übrig habe, und zu feinfühlig, um mit diesem Bauer leben zu können, das ist dein Glück, also sei zufrieden und treibe es nicht zu weit. Ich werde die Sache jetzt anders anfangen.“

Und das tat sie.

Der Nachmittagskaffee brachte auch Pieter Mörs wieder auf Deck.

„Hast du gut geschlafen, lieber Pieter?“ säuselte Mizzi.

Pieter hätte gern noch eine Sonderwache verpennt und war brummig, aber Mizzi ging ihm unentwegt ums Kinn.

„Was machen wir heute noch?“ fragte sie.

„Ich will in die Stadt,“ knurrte Pieter.

Alfred und Mizzi wechselten rasch einen Blick. Mizzi faßte den Stier bei den Hörnern.

„Gehst du zu Herrn Meyer?“

„Ja.“

„Das ist recht, besprich alles genau mit ihm; er wird dir schon einen guten Rat erteilen. Du hast dein Vermögen erst zu kurze Zeit, daß ich es verstehe, daß du nicht alles allein bestimmen willst. Ich würde das auch nicht tun.“

Pieter sah sie zufrieden an; es war immer ein erhebendes Gefühl, wenn andere die eigene Meinung für die richtige halten.

So machte sich Pieter Mörs auf den Weg zum Justizrat Meyer. Der saß an seinem sonnigen Fenster, freute sich an der Natur und ärgerte sich über ein Aktenstück, weil der Gegner auf seine klaren Ausführungen durchaus nicht eingehen wollte.

„Da soll doch der oder jener dreinschlagen,“ schimpfte er, „diesen Menschen ist nicht zu helfen; sie wollen nun einmal nicht einsehen, daß der Prozeß für sie verloren ist! — Schön' guten Morgen, Herr Mörs! Nehmen Sie Platz. Wenn Sie mir die Hand geben wollen, drücken Sie bitte nicht so, meine Konstitution ist für Ihre Freundschaft zu schwach.“

Pieter faßte die Hand mit der gebotenen Vorsicht und rührte seine Finger nicht. Dann saß er still auf dem Stuhl und druckste, weil er nicht wußte, wie er anfangen sollte.

„Was gibt's, Herr Mörs?“ fragte der Justizrat.

„Lieber Herr Rat,“ begann Pieter. „Das ist eine vertrackte Geschichte. Es ist nämlich wegen dem Briefe, der bei dem Testamente lag.“

„Habe ich mir doch gleich gedacht,“ polterte der Justizrat los. „Ich habe dem alten Jakobus Mende auch gleich gesagt: Mende, habe ich gesagt, wenn Sie selber was schreiben, dann wird das doch Unsinn. Da steht alles so schön im Testament drin, und wenn Sie Ihrem Erben ein paar Gemeinheiten über mich schreiben wollen, dann tun Sie das ruhig offen. Hat er etwas über mich geschrieben?“

Pieter kratzte sich.

„Hat er,“ gab er zu.

„Dieser miserable Klient, gestehen Sie, Pieter Mörs, was hat er geschrieben?“

„Vom Skat,“ sagte Pieter, „von Leichenreden halten, vom Mauern und in den Spiegel gucken.“

„Es ist doch toll,“ ereiferte sich der Justizrat, „wenn er immer falsch spielt und einem das beste Spiel verhaut, dann wird man doch noch seine Meinung sagen dürfen. Jakobus Mende, habe ich ihm immer gesagt, Sie haben im Leben eine ganze Menge hinter sich gebracht aber Skatspielen haben Sie nicht gelernt, und da habe ich immer recht behalten. Jetzt ist er tot, aber das letzte Wort hat er doch gehabt, und ich habe auch noch acht Tage vor seinem Tode zwölf Mark und zweiundsiebzig Pfennige gewonnen. Und in den Spiegel hätte ich immer gesehen? Ich sehe überhaupt nicht in den Spiegel! Meine schönen Züge kenn ich auch ohne den.“

„Ja, ja,“ sagte Pieter tiefsinnig, „aber es war das nicht, deswegen bin ich nicht gekommen; da steht in dem Briefe noch etwas anderes; da war eine Maria Ruttenscher in Bremen, und die hat eine Tochter, und der Onkel Jakobus hat in dem Briefe bestimmt, daß die Maria Ruttenscher oder, wenn sie tot sein sollte, ihre etwa vorhandenen Kinder Geld bekommen sollen. Jetzt ist die Tochter da.“

Der Justizrat griente.

„Wo ist denn das Baby?“

„Das ist eine verlobte Braut und kein Baby, und sitzt oben in meinem Hause mit ihrem Bräutigam. Eine sehr feine Dame ist sie geworden. Tänzerin ist sie.“

„Und was will sie von Ihnen?“

„Da kennen Sie die schlecht,“ ereiferte sich Pieter, „die ist so nett und bescheiden, sie freut sich mehr über mich und beansprucht gar nichts. Aber der Onkel hat geschrieben, daß sie etwas haben soll, und das soll nun auch geschehen und deswegen bin ich hier.“

„Wie hat sie denn nachgewiesen, daß sie wirklich die Tochter dieser Maria Rutschenbahn ist?“

„Sie heißt nicht Rutschbahn, sondern Ruttenscher, und ich habe sie gefragt, es hat alles gestimmt.“

„Ich hab's ja gesagt, Pieter Mörs,“ maulte der Alte, „mit der Geschichte ist das faul. Was mußte der alte Jakobus Mende diesen Brief schreiben, wenn eine Maria Rutschenscher wirklich beweisen kann, daß sie die Tochter vom alten Jakobus ist, dann kann sie das ganze Testament anfechten und umstoßen. Dann kriegt sie alles, und Sie, Pieter Mörs, können den Millionen nachpfeifen.“

Pieter Mörs lachte vergnügt.

„Dann gehe ich wieder nach Hamburg aufs Seemannsamt und heure vor dem Mast auf einem Vollschiff. Mir ist das schon nicht recht, mit dem vielen Geld.“

„Pieter Mörs, Sie sind ein Esel“, entschied der Justizrat. „Sie sind ein Säugling, für den andere Menschen denken müssen und das werde ich tun. Bringen Sie mir diese Ruttenscher einmal hierher, dann werde ich den Fall nachprüfen, und dann werden wir weiter sehen.“

„Das ist mir gar nicht recht“, beharrte Pieter halsstarrig. „Ich habe da alles gefragt, und ich glaube ihr, das ist genug! Wenn Sie mir keinen guten Rat geben wollen, dann tue ich eben alles, wie ich es für richtig halte.“

„Aber ich gab Ihnen doch einen guten Rat, einen sehr guten sogar“, zeterte der Justizrat. „Sie wollen ihn bloß nicht hören. Man verplempert doch nicht eine Millionenerbschaft an eine Betrügerin!“

„Sie ist keine Betrügerin! Dazu sieht sie viel zu hübsch aus,“ begehrte Pieter auf. „Recht muß Recht bleiben.“

„Das sage ich auch“, gab der Rat zu. „Aber erst will ich wissen, wo das Recht sitzt.“

„Natürlich da, daß sie erst einmal Geld kriegt! Und wenn sie alles haben will, dann soll sie es gern haben! Ich werde sie einmal fragen.“

„Pieter Mörs, Sie Janmaat, Sie Kindskopf, tun Sie nichts, ehe wir nicht klar sehen; ich beschwöre Sie!“

Aber Pieter Mörs stand auf, gab dem Justizrat die Hand, daß er sich zusammenkrümmte und stampfte hinaus.

Der Alte fuhr mit dem Kopfe durch das Fenster.

„Lieber Mörs, halt, ich muß noch einen Termin absagen, dann komme ich nach. Ich komme hinaus in die Villa; tun Sie nichts, gar nichts!“

Pieter Mörs hörte nichts mehr und ging die steile Straße hinunter.

Unten an der Ecke stieß er beinahe mit Eva Meinert zusammen.

„Guten Tag, Herr Mörs, wieder zurück?“ begrüßte sie ihn.

Pieters Augen leuchteten auf, als er ihr die Hand entgegenstreckte.

„Das ist mal schön, daß ich Sie treffe; ich muß Sie gleich einmal etwas fragen. Warum waren Sie denn noch nicht in meinem Garten?“

„Ich war schon da“, erzählte sie. „Der alte Herr Flügge hat mir einen schönen Platz zurechtgemacht, aber Sie waren vormittag nicht da.“ „Nein, ich war nicht da“, gab er zu. „Aber hören Sie einmal, wenn nun jemand kommt und es sich herausstellt, daß diese ganze große Erbschaft Ihnen gar nicht gehört, was würden Sie dann tun?“ fragte er gespannt.

„Dann würde ich natürlich zurücktreten“, erwiderte sie.

„Das freut mich,“ meinte Pieter anerkennend, „so habe ich das auch gedacht.“

„Ist denn das etwa bei Ihnen der Fall?“ fragte sie besorgt.

„Das kann schon sein. Der alte Meyer meint ja, ich hätte nicht recht, aber was versteht so ein Justizrat davon, wie mir zumute ist mit dem vielen Gelde. Wissen Sie, Fräulein Eva, für einen einfachen Menschen wie für mich

ist das viel zu viel. Bei Ihnen wäre das schon etwas anderes; Sie sind eine Lehrerin und haben etwas gelernt; Sie können sich dann Bücher kaufen. Was soll ich mit Büchern?"

„Aber Sie könnten doch schöne Reisen machen", schlug sie vor.

„Das kann ich als Janmaat auch und brauche gar kein Geld. Und ich mag nicht auf einem Schiffe fahren, wo ich nichts anfassen kann. Ich glaube, das wird nach allem ganz richtig werden."

Eva bedachte alles genau, so weit er ihr etwas erzählt hatte. Ihr gab zu denken, daß der Justizrat anderer Meinung war, als der gutmütige Pieter Mörs. Da mußte sie einmal mit Herrn Christian Flügge sprechen. Der würde schon einen Ausweg wissen. — — —

(Fortsetzung folgt.)

Das Kreuz von Golgatha.

Von Dr. Ernst Kühn.

Die Sonne verlor ihren Schein, und der Vorhang des Tempels zerriß mitten entzwei. Und Jesus rief laut und sprach: Vater, ich befehle meinen Geist in deine Hände! Und als er das gesagt, verschied er.

Gebannt hängen seit nahezu zwei Jahrtausenden an jedem Karfreitag, der aus dem Schoß der Ewigkeit erstanden, die Blicke der gesamten Christenheit am Bilde des Gekreuzigten. Wohl am ergreifendsten hat Albrecht Dürers schlichte Meisterhand vermocht, dieses Sterben Jesu bildlich festzuhalten. Todesstille lastet über Golgatha. Nur mit den Enden des Lendentuches Christi scheint ein milder Abendhauch zu spielen. Am Horizont verdämmert mählich der letzte helle Tagesstreifen, dieweil im Vordergrund die Nacht schon ihre dunklen Schwingen regt. Das Auge des Erlösers erlischt, und seine blassen Lippen formen letzte Worte. Des Heilands kurzes Dulderleben erscheint gleichsam in einem einzigen Augenblick zusammengefaßt. Darauf beruht die tiefe Wirkung dieses Bildes.

Wie erklärt sich überhaupt jene gewaltige Anziehungskraft, die das Kreuz von Golgatha seit jeher über sämtliche Symbole anderer Religionen hinausgehoben hatte? Uralte Menschheitssehnsucht fühlt unaufhörlich sich zu dieser Stätte hingezogen in verworrener Erkenntnis, daß hier des Daseins letzte Rätsel aus dem „Haupt voll Blut und Wunden" entschleiert herniederschauen. „Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?" So schwillt das geduldige Martyrium des Gekreuzigten zur brausenden Symphonie ewigen Lebens! Von allen Menschen verlassen und verleugnet, starb Christus in der klaren Überzeugung, das Licht der himmlischen Seligkeit im Reiche des „Vaters" gewonnen zu haben, gerade weil er wußte: „Es gibt eine Barmherzigkeit, die größer ist als der Welt Sünde, eine Gnade, welche jegliche Sünde zudeckt, auch wenn sie blutrot wäre." Und trotzdem hat der gleiche Mund einige Stunden früher in qualvoller Hilflosigkeit gestammelt: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?" War es nicht so, als sei dieser Angstruf aus geheimnisvollen Urgründen jeglichen Daseins erschollen, bis zu deren Tiefe menschliche Gedanken und Empfindungen nicht mehr zu dringen vermögen?

Erst als der Dulder der ganzen Menschheit Schuld und Fehle auf sich geladen hatte, kam ihm die Erlösung: „Es ist vollbracht!" Und damit zugleich die Erfüllung jahrtausendalter Verheißungen. Fortan erhob sich über Golgatha der Bundesaltar eines neuen Testaments.

Die Bedeutung Golgathas für die christliche Nachwelt hat — um nur eine der vielen Stimmen aus jüngerer Vergangenheit anzuführen — ein Mann wie Karl Gerok einst in die eindringlichen Worte gekleidet: „Ein Erdenpilger kann weit herumgekommen sein in dieser Welt, er kann Länder durchwandert und Meere durchschifft, auf himmelhohen Bergen gestanden und in paradiesischen Tälern geruht haben, er mag alle Gipfel menschlichen Wissens erstiegen, aus allen Bronnen irdischen Genusses geschöpft haben — und dennoch — ist er nicht nach Golgatha gekommen, hat er nicht unter dem Kreuz des Welterlösers gestanden in stummer Andacht und sinnender Betrachtung, so hat er das Schönste nicht gesehen, das die Erde trägt, hat vom Größten nichts erfahren, das ein Menschenherz erschüttern und beseligen kann."

Oder hören wir, wie ein Jahrhundert früher, zur Zeit des verknöchertsten Rationalismus auf religiösem Gebiet der Stifter der Herrnhuter Brüdergemeinde, Graf Nikolaus von Zinzendorf, in seiner kindlich-gläubigen Art denselben Gedanken äußerte:

Ich bin durch viele Zeiten, wohl gar durch Ewigkeiten, in meinem Sinn gereist;
doch wo ich hingekommen, nichts hat mir's Herz genommen, als Golgatha; Gott sei gepreist!

Ans Kreuz von Golgatha geschlagen, verklärte sich die Gestalt des Heilands durch den sinnfälligen Ausdruck reinen Gottesmenschentums, daß selbst einem so rauhen Tatmenschen wie dem englischen Staatsmann Oliver Cromwell diese Metamorphose Christi eins der gewaltigsten Miracula (Wunder) Gottes zu sein dünkte. In einem Brief an seinen Sohn schreibt er darüber: „Das Antlitz Gottes kannst Du nirgends finden noch betrachten außer in Christo; darum strebe Gott in Christo zu erkennen. Denn das wahre Wissen von Gott wird weder durch Wortweisheit noch durch Denken erreicht, vielmehr handelt es sich um einen inneren Vorgang, der den Geist gottwärts umwandelt."

Zu allen Zeiten blieb, wie uns jede Menschheitsgeschichte beweist, das Los aller wahrhaft bedeutenden Heilsbringer das gleiche, nämlich in ewigem Wechsel hin- und hergeschleudert zu werden zwischen dem „Hosiannah" und dem „Kreuziget ihn" ihrer Zeitgenossen, zwischen Palmenzweigen und Dornenkronen, und doch leerte keiner von ihnen den bitteren Leidenskelch so völlig bis zur Neige wie jener stille Galiläer, dessen Reich niemals von dieser Welt gewesen.

Um so schneller und nachhaltiger verbreitete sich seine Lehre. Im Zeichen des Golgatha-Kreuzes triumphierte sie — noch heute ein unfaßbares Wunder — als pure Geisteskraft über die stärkste Herrschermacht, die je auf Erden bestanden hatte.

Welch' todesmutiges Unterfangen einer Handvoll waffen- und mittelloser Christen war es anfangs, den Kampf energisch aufzunehmen wider das gesamte Römische Reich und dessen Staats- und Mysterienreligionen, deren Unduldsamkeit die neue Bewegung vergeblich im Keime zu ersticken trachtete. Inzwischen hatte jedoch schon Christi Opfertod in manchen Völkern tausendfältig Wurzeln geschlagen. Das Kreuz von Golgatha wurde in der Folgezeit den Scharen Gläubiger viel mehr als nur ein Feldzeichen und weitete sich zum Träger jener hoffnungsfrohen Verheißung, die da lautet: „Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des ewigen Lebens geben!"

Schauen wir schließlich zurück auf die letzten Schicksalsjahre unseres eigenen Volkes! Schlug nicht auch ihm sein Stündlein Golgatha, als eine Welt von Feinden den Namen Deutschlands „voll Spott und voller Hohn" ans Kreuz genagelt hatte? Da keine Hand sich hilfreich unserer Qual erbarmte, stiegen wir, nur Schemen einstiger Größe, herab, aus vielen Wunden blutend und erbärmlich arm. Wir taumelten von einer Drangsal in die andere, um endlich zu uns selbst zurückzufinden.

Marias Herz.

Eine Legende von Hans Rothardt.

Es war in der Nacht, da Christus verraten ward. In schwerer innerer Traurigkeit, in banger Ahnung seines kommenden bitteren Leides und Opfertodes war er seinen ihm lieb gewordenen, gewohnten Weg nach dem Ölberg geschritten, der häufig von ihm besuchten Stätte innerster Einkehr und härtester Selbstprüfung.

Die letzte Entscheidung lag vor ihm. Er hatte Abschied genommen von seinen ihm nächststehenden Menschen, der heißgeliebten Mutter, die fern von Jerusalem in wehester Angst seiner unablässig dachte, von seinen Anverwandten, von seinen Jüngern, die ihm als treueste Anhänger seiner geächteten und mißtrauisch überwachten Lehre bis zu dieser schweren Stunde gefolgt waren. Er war ihrer Treue gewiß bis auf einen, den seine Habgier und sein aus lodernder, eifersüchtiger Liebe geborener Haß leicht zu dem dunklen Verrat verführen konnten.

Leben und Freiheit lagen hinter ihm; Gefangenschaft, Leiden und Tod vor ihm. Sein großes, starkes Herz erzitterte, wenn er der nächsten Zukunft ins verhüllte Antlitz sah, um es zu enträtseln.

Sollte er den großen Schritt wagen? — Ein Ende machen mit der Ungewißheit des immer noch leise glimmenden Zweifels? — Sollte er zur großen Bekennertat schreiten, die den sichern Tod bedeutete? —

O, herzschwer war der Gang durch die Nachtstille nach seinem geliebten Ölberg. Scheu folgten ihm einige der Jünger in gemessener Ferne. Auch sie ahnten die nahe Entscheidung. Auch sie wußten um den drohenden Verrat. Sie wollten ihm in dieser schwersten Stunde nahe sein, ob sie auch das vergebliche Bemühen ihrer menschlichen Ohnmacht kannten und das noch nicht vollverstandene Gebot ihres Meisters: „Liebet eure Feinde!" achteten.

Indessen Jesus vorschritt zum Hügel, um sich, wie schon so oft, in brünstigen Gebeten Herzstärkung zu holen, lagerten sie sich in der Nähe und schliefen ein, von den seelischen Erregungen der letzten Tage übermannt. Übermenschlich rang Jesus mit seinem Schicksal und seinem Gott. Noch einmal prüfte er sich zutiefst über die Reinheit und Wahrheit seiner Absichten, über die innersten Gründe seiner Lehren

und die wirkliche Uneigennützigkeit seines Opferwillens zur Höherführung der Menschheit.

„Vater, willst du, so nimmt diesen Kelch von mir“, versuchte leise die Menschenangst sich noch einmal an das trotz alledem so geliebte Leben zu klammern. Und die Demut beeilte sich in heißer Scham, den zürnenden Gott zu begütigen: „Doch nicht mein Wille, sondern der Deine geschehe.“

Immer heftiger werden die Selbstanklagen. Immer heißer wird das Ringen mit dem Tode, daß der Schweiß wie Blut von dem in wildester Erregung zuckenden Antlitz tropft. — Schluchzende Gebete wechseln mit wimmernden Angstrufen. Da, in der höchsten Seelennot fällt von den bebenden Lippen das süße, immer wieder tröstende Wort: „Mutter..“

Maria lag ruhelos auf einsamem Lager in der dunklen, mondlosen Nacht. Wirre, angstvolle Träume schreckten sie immer von neuem aus leichtem Schlafe auf. Obwohl ihr großer, edler Sohn sie mitleidsvoll beruhigt hatte bei seinem Abschied zur Reise nach Jerusalem, wo er nach der Gewohnheit der frommen Juden das hohe Passahfest begehen wollte: Im tiefsten Grunde des Mutterherzens nagte doch die heimliche Angst um das Leben des Herrlichen, Edlen, den sie mit ach so heißer Liebe umfing; denn sie wußte, daß er viele und mächtige Feinde hatte, die seine ihnen gefährliche Macht über die Seelen der Niedrigen und Geächteten wohl erkannten und fürchteten.

Wenn sie doch bei ihm sein könnte, ihm die Hand sanft drücken, seine heiße Stirn kühlen könnte! — Aber er mußte drücken, seine heiße Stirn kühlen könnte!

In quälender Angst krampfte sich dieses liebende Herz zusammen. Es stieß — wie ein unruhiger Vogel, gegen die Stäbe seines Käfigs — gegen die Schranken, als wolle es hinaus aus dem Gefängnis und dem geliebten Sohn nacheilen in die unheildrohende Ferne.

Es war die Minute des schwersten Ringens Jesu, als Maria plötzlich, sich kerzengerade auf ihrem Lager halbwegs aufrichtend, den leisen, unsäglich qualvoll geflüsterten Ruf: „Mutter!“ hörte.

Wild und machtvoll schlug ihr Herz, sich jäh aufbäumend, an ihre Brust. Dann verließen sie die Sinne. Wie leblos sank sie zurück, todesstumm in schweigender Nacht.

In dem gleichen Augenblick hatte der in heißestem Gebet ringende Jesus eine wunderbare Vision. Er sah eine rotleuchtende Kugel auf sich zukommen, sein Haupt immer enger umkreisen und dann schwebend dicht vor seinem Antlitz strahlen. Eine beseligende Kraft strömte von diesem, rotglühend wie ein durchleuchteter Rubin, flammenden Körper auf ihn über. Wunderbar gestärkt erhob er sich. Letzte Gewißheit strömte in sein Herz. Jubelnd wurde sein Geist inne, daß sein Tod kein Tod sein würde, sondern Geburt in ein neues, strahlendes Leben.

Marias Herz hatte dies Wunder vollbracht.

Ein Jahrsechst „Ostdeutsche Monatshefte“.

(April 1920 bis April 1926.)

Sechs Jahre „Ostdeutsche Monatshefte“! Was ist nicht alles in diesem Zeitraum durch die Welt und durch die Welt in uns gegangen! Sehnsüchte, Zerrissenheiten, Spannungen, Hoffnungen; Trümmer und Knospen, Knospen und Trümmer und wieder Sehnsüchte und Hoffnungen mitten in der Not der Zeit. Sie waren die Oase der Seele. Die Zeit aber rücksichtslos, schonungslos. Dem Gemüt die Schwere des Tags gebieterisch aufzwingend, das Herz mit Staubklößen grauer Irdischkeit überschüttend, daß man weit von sich selbst abgekommen war und schwerlich wieder zu sich finden konnte. Das Bessere unseres Ichs lag unter Schutt und Erdgrus, sich vergeblich zum Licht hervormühend (was noch immer Lebenszeichen ist) oder zu größerem Teil völlig verschüttet, nahezu totgedrückt. Seele war überflüssig geworden, war Anachronismus geworden. Man baumeisterte dazumal am neuen Europa und am neuen Jammer. Dies um ein Jahrsechst zurückblickend.

*

Ich nenne einen Namen: Carl Lange. Und wer mich hört, fügt hinzu: Ostdeutsche Monatshefte — als eine Zugehörigkeit, die von dem Namen nicht zu trennen ist. So eng sind sie mit einander verwachsen, so sehr Eins geworden. Es kannten ihn früher wohl wenige nur: den Hauptmann, den Batteriekommandanten der Festung Borkum — den Lyriker Carl Lange. Ein ganzer Mann sitzt in diesem Dichter. Ein Mann mit Absichten, Zielen und Zwecken; einer, der nicht müßig die Hände faltet, „wenn nicht alle Blütenträume reiften“; einer, der an die Macht des dichterischen Logos glaubt. Man muß den Namen hierher stellen, wenn man von den „Ostdeutschen Monatsheften“ sprechen will.

In der Tat: er gehört hierher, dieser Name.

*

Man war noch mitten im Umstürzen und Umbauen; Europa war umgemodelt worden, war an Grenzen reicher geworden, an Grenzen zwischen Vater und Sohn, zwischen Bruder und Schwester, zwischen Mensch und Mensch. Trennungen und Zersplitterungen. Man kennt das zur Genüge. Aus diesem Gefühl heraus waren Langes Worte geschrieben, die das erste Heft der „Ostdeutschen Monatshefte“ (1920) einleiteten. Er sah nicht in phantastisch-sentimentaler Art über die Berge hinweg, die im Dunkel aufgetürmt dastanden. Er ging nicht um sie herum, wußte vielmehr, daß man sie trotz der Mühe besteigen müsse, wollte man freie Bahn und weite Sicht bekommen. Er wußte, daß Steine, die in den Weg gestellt worden, beseitigt werden müssen; er wußte, daß Wolken am Himmel nicht ewige Nacht bedeuten. Er merkte den winzigen Strahl, der ins Dunkel hineinfiel und die Augen an Sonne und Licht wieder gemahnte. Bewegung müsse sich wecken, die Herzen aus der Starre zu bringen; guter Glaube müsse neue Kräfte keimen und großwachsen lassen. Die Monatshefte waren als Band gedacht, das über die Grenzen hinweg Ost und West kulturell einen und geistig binden sollte. „Blätter der ‚Zunft‘ und der ‚Deutschen Gesellschaften für Kunst und Wissenschaft in Polen‘“ — in dieser Bezeichnung liegt zugleich auch das geistige Programm der Zeitschrift. In diesen Blättern „sollte sich einer zum anderen finden, so daß eine Brücke zueinander entsteht, die den gleichen Strom unter sich fühlt. Aus ihnen sollen Schaffende und Wirkende werden, von denen Kraft und Segen ausgeht“. Ein kühner Traum nahezu dünkte zu jener Zeit der Plan, eine solche Zeitschrift herausgeben zu wollen, den liebevoll wirkenden Geist in seine alten Rechte wieder einsetzen und ihm zum Sieg über die Not der Zeit verhelfen zu wollen. Aber 72 vornehm gewandete und geschmackvoll bebilderte (keine „Illustrationen“, bitte!) Hefte vor sich „leibhaft“ liegen sehen — das ist kein Traum mehr. Ist bezwungene Wirklichkeit.

*

„Wie ein Kreis schaffender Künstler sich in Danzig unter dem Namen der Zunft zusammengefunden hat, so sollen die Ostdeutschen Monatshefte für den kulturellen Zusammenschluß des deutschen Ostens den günstigen Boden geben.“ Die Monatshefte waren Brennpunkt geworden, aus dem Strahlen nach allen Seiten aus- und in den Lichter von nah und fern einmündeten. Sie waren Gruß und Gegengruß. Schufen Fühlung, flößten Lebensmut und Schaffenslust ein, weckten das Gefühl geistig mitschaffender Sippe. Sie waren Klang und Widerklang. Schaffender Geist kannte keine Grenzen, schwebte frei über den Wassern und baute unsichtbar-sichtbar die Brücke zwischen Nah und Fern, zwischen Gestern. Heute und — Morgen. Er erfüllte den Kreis. Kein Winkel drinnen, kein Punkt dran ward mißachtet; jeder ward belichtet — mehr oder weniger, je nach dem. Wer guten Willens war, der war in den Monatsheften zu Gast. Wer etwas Gutes und Schönes zu sagen hatte, fand Gehör; wer einen guten Namen im Reich des Schaffens hatte, ward hier gegrüßt und geehrt. Die großen Toten lebten hier fort. Die Monatshefte waren zu einem Spiegel des Schaffens und Lebens geworden. Der Literarhistoriker wird ihrer nicht entraten können.

In „Sonderheften“ taten sich Länder, Landschaften und Landstriche auf, rollte die Flut der Städte und Ströme vorüber, erhoben sich Burgen und Bauten. atmeten die Lebenden, auferstanden die Toten, stellte sich Jung und Alt zueinander. „Die Freie Stadt Danzig“, „Königsberg“, „Schlesien“, „Polen“, „Gefallene Künstler“, „Ostdeutsche Frauen“, „Die Weichsel“, „Hermann Löns“, „Die junge Generation“, „Die Philosophen“ — um aus der reichen Zahl nur einige Sonderhefte zu nennen — boten des Materials genug, das Weben des Geistes festzuhalten. Das Leben, wie es Zeit und Geschichte formten; das Leben, wie es als Niederschlag in Kunst und Literatur sich festsetzte; das Empfangen und Denken, wie es in der Kritik sich äußert, ward hier eingefangen. Soll ich Namen nennen? Ich greife sie nur so aufs Geratewohl heraus: Hermann Stehr, Walter von Molo, Johannes Schlaf, Agnes Miegel, Josef Ponten, Willibald Omankowski, Bruno Pompecki, Hermann Strunk, Heinrich Zerkaulen, Tiels, Rilke, Lovis Corinth, Arno Holz, Paul Zech und viele, viele andere Mäner der Feder, des Pinsels, des Meißels, die im deutschen Osten zu Hause sind oder waren, ihm nahestanden oder ihm was zu sagen hatten. Die Monatshefte sind ein Sammelpunkt den Lebenden, den Ringenden sowohl wie den Vollendeten, sind Gedenktempel den Gewesenen. Ihre bis nun herausgegebenen zwei Almanache — der erste (von 1924) noch schmächtig, der zweite in seiner Quintessenz schon kräftig und „breitschultrig“ — sind nicht weniger Beweis der geleisteten schöpferischen Arbeit. Sie sind — wie es bei Almanachen nicht anders sein kann — Extrakte, sind Konfekt von guten Früchten.

Hermann Sternbach.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.